FESTA

BEN COES

TRAP THE

DEVIL

THRILLER

VERSCHWÖRUNG

BEN COES

TRAP THE

DEVIL

VERSCHWÖRUNG

Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

FESTA

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe *Trap the Devil*
erschien 2017 im Verlag St. Martin's Press.

Copyright © 2017 by Ben Coes

Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig

Titelbild: Arndt Drechsler

Alle Rechte vorbehalten

eISBN 978-3-86552-838-4

www.Festa-Verlag.de

www.Festa-Action.de

FESTA

Für meinen Dad

*Wir werden wissen, dass unsere
Desinformationskampagne ihr Ziel erreicht
hat, wenn alles, was die amerikanische
Öffentlichkeit glaubt, falsch ist.*

William J. Casey, Direktor,
Central Intelligence Agency, 1981

PROLOG

ESTACIÓN DE MADRID ATOCHA
PLAZA DEL EMPERADOR CARLOS V
MADRID, SPANIEN, MAI 1979

»Kann ich mir ein Eis holen, Daddy?«

Lächelnd blickte Bruner auf seine Tochter hinab.

»Natürlich, Schätzchen.«

Bruner langte in seine Tasche, zog einige Pesetas hervor und gab ihr einen Schein.

»Danke, Dad!«

»Mal ehrlich«, sagte Bruners Frau, Janie, kaum dass Molly auf dem Weg zum Eisstand am anderen Ende des Bahnhofs war. »Du verwöhnst sie.«

»Ich sehe euch jetzt das erste Mal seit fünf Monaten. Selbstverständlich möchte ich sie verwöhnen. Sieh sie dir doch an.«

Er deutete auf seine neunjährige Tochter, wie sie durch den Bahnhof spazierte. »Sie ist vollkommen! Hast du je so etwas Niedliches gesehen?«

Janie ergriff die Hand ihres Ehemannes, um ihn lächelnd an sich zu ziehen.

»Ach, nur zu«, sagte sie. »Du hast recht - sie *ist* perfekt. Warum nicht?«

Die Explosion erschütterte den Bahnhof mit apokalyptischer Wucht. Die Bombe - eine Sprengstoffweste, getragen von einem 17-jährigen Saudi - ging in einem T-Shirt-Laden neben dem Eisstand hoch. In einem grässlichen Augenblick, der nur aus Lärm und Niedertracht zu bestehen schien, wurde alles im Umkreis von 15 Metern in Stücke gerissen. Die Erde bebte, die Luft

wurde regelrecht weggepresst und jeder, der sich nicht im unmittelbaren Explosionsbereich befand, plötzlich zurückgeschleudert, so auch Bruner und seine Frau. Bruner streckte die Hand aus, als ihn der Hitzeschwall traf, wollte in das Feuer, das Getöse, den Rauch langen, nach seiner Tochter greifen.

»*Nein ...*«, schrie er, doch der Wind riss ihm das Wort von den Lippen.

BÜRO DES DIREKTORS
ZENTRALE DER CENTRAL INTELLIGENCE AGENCY
LANGLEY, VIRGINIA
JUNI 1981

William J. Casey, Direktor der Central Intelligence Agency, betrat sein riesiges Eckbüro in der sechsten Etage. Casey war klein und nahezu kahl. Was ihm noch an Haaren geblieben war, bildete, lang und weiß, einen spärlichen Kranz um seinen Hinterkopf und die Schläfen. Er trug eine dicke Brille und einen dunklen Anzug und grüßte den Mann nicht, der sich bereits im Zimmer befand. In der Hand hielt Casey einen Manila-Ordner. Er ging langsam, mit einem ausgeprägten Hinken, und nahm auf einem der beiden beigefarbenen Ledersofas Platz.

Der Besucher, der auf dem anderen Sofa saß, betrachtete Casey mit ausdruckslosem Gesicht, als dieser näher kam. Der Tatsache zum Trotz, dass er der Außenminister der Vereinigten Staaten war, wartete er nun schon seit fast 15 Minuten. Er versuchte gar nicht erst, seine Verstimmung wegen dieser Kränkung zu verbergen.

»Guten Morgen, Al«, murmelte Casey gedehnt. »Tut mir leid, dass ich Sie warten ließ.«

Alexander Haig nahm fast die ganze Couch ein. Er war groß und breit, betonte seine Körpergröße jedoch noch dadurch, dass er sich nach vorn beugte, als wäre er gleich gefordert, jemanden über den Haufen zu rennen. Er hatte volles braunes Haar, das an den Schläfen bereits ergraute.

»Ein kurzer Anruf Ihrer Sekretärin wäre nett gewesen«, meinte Haig. »Ich sitze hier schon seit 15 Minuten herum.«

»Ich weiß«, sagte Casey. »Es war keine Absicht. Ich war auf der Toilette und bin umgekippt. Ich fürchte, meine Arthritis wird schlimmer. Eine ganze Weile kam niemand herein, und ich hatte keine Chance, Sie zu erreichen.«

Haig setzte ein verlegenes Grinsen auf.

»Tut mir leid, Bill. Das wusste ich nicht.«

Casey winkte ab und lächelte, was er selten tat.

»Wie denn auch? Na ja, ich werde mich kurzfassen.«

Haig lehnte sich zurück, schlug die Beine übereinander.

»Soll ich Ihnen eine Tasse Kaffee bringen lassen?«, fragte Casey.

»Nein«, entgegnete Haig. »Sagen Sie mir einfach, weshalb Sie dieses Treffen wollten.«

Casey beugte sich vor, legte den Ordner auf das Glastischchen vor dem Sofa und klappte den Umschlag auf. Auf einem dünnen Stoß Papier lag ein Schwarz-Weiß-Foto. Er reichte es Haig. Das Foto zeigte den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Ronald Reagan, wenige Momente bevor John Hinckley zu seinem missglückten Attentatsversuch nach vorn trat. Das Foto war übersät von handgezeichneten roten Markierungen.

Haig musterte es einige Augenblicke, legte es schließlich auf das Tischchen zurück. Er blickte Casey an, wartete darauf, dass dieser loslegte. Doch Casey schwieg, sah Haig nur an. Schließlich wurde Haig das Schweigen unangenehm.

»Worauf wollen Sie hinaus?«, fragte er.

»Fällt Ihnen etwas auf?«, fragte Casey.

Haig hielt inne, blickte erst das Foto, dann Casey an.

»Abgesehen davon, dass der Präsident kurz davorsteht, angeschossen zu werden«, meinte er scherzhaft.

Casey lächelte euphorisch, klatschte sich mit der Hand aufs Knie. »Ich wusste, dass Sie es sehen würden!«

Haig grinste. »Mal im Ernst, Bill, worauf wollen Sie hinaus?«

Caseys Lächeln brach ab, wich einem kalten, fast erbitterten Blick.

»Er stand im Begriff, angeschossen zu werden«, knurrte er. »Und was passiert? Nichts! Inkompetenz. Reine, äußerste Inkompetenz. Keinerlei Geheimdienstinformation.

Aber was mir am meisten Sorge bereitet: War jemand bereit, sich schützend vor den Präsidenten zu stellen? Die Kugel abzufangen? Die Einzigen, die sich diesem Irren, Hinckley, entgegenstellten, waren Brady und Ahearn, ein Pressesekretär und ein Wahlhelfer. *Das war ein totales, völliges Versagen der Secret-Service-Agenten, die zu seinem Schutz abgestellt waren!*«

Haig nickte zustimmend. »Zweifellos. Wie ich höre, soll Knight gefeuert werden.«

»Augenwischerei!«, meinte Casey mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Es war nicht seine Schuld. Es handelt sich um ein strukturelles Problem, Alexander! Wir lassen den Führer der freien Welt von besseren Nachtwächtern schützen. Aber sie können nun mal nicht wissen, was sie nicht wissen.«

Haig setzte sich aufrecht hin. Er kannte Casey zwar nicht gut, aber er kannte ihn. Er wusste, dass stets jener Moment kam, der Moment, in dem Casey die Sache auf den Punkt brachte und mit einer Idee herausrückte, die in 50 Prozent der Fälle verrückt war, in den anderen 50 Prozent hingegen brilliant.

»Woran denken Sie?«, fragte Haig ruhig.

»An ein geheimes Programm. Im Außenministerium angesiedelt, denn das Außenministerium ist so groß, dass wir es dort verbergen können, was den Etat betrifft, meine ich. Eine zusätzliche Schutzebene für den Präsidenten der Vereinigten Staaten in einem Klima wachsender Bedrohung, zumal noch im Gefolge eines Mordanschlags, der um ein Haar Erfolg gehabt hätte. Wir nehmen ausschließlich handverlesene Angehörige aus CIA-Paramilitär, Delta und SEALs.«

»Interessant.«

»Eine gediegene Eingreiftruppe – fähiger, tödlicher und unabhängiger als alles, was die Vereinigten Staaten haben.«

»Eine Eingreiftruppe?«, fragte Haig. »Das überschreitet

den Rahmen, den Präsidenten zu schützen.«

»Tut es das?«

Nachdenklich ließ Haig sich zurücksinken. »Ohne die Restriktionen der CIA oder des Pentagons könnte diese Einheit überall operieren, einschließlich innerhalb der Vereinigten Staaten«, sinnierte er laut.

»Wir verstecken sie in einer allgegenwärtigen, aber belanglosen Dienststelle«, sagte Casey. »Ich dachte an Consular Operations.«

Haig biss sich auf die Lippe, seine anfängliche Skepsis verwandelte sich in Aufregung.

»Wir rekrutieren die besten Soldaten des Landes, Spitzen-Operators aus Coronado, Bragg und der Farm. Um in einer sich verändernden, zunehmend gewalttätigen Welt den Präsidenten zu schützen. In die unmittelbare Umgebung des Präsidenten eingegliedert, jederzeit bereit einzugreifen. Das heißt auch, dass sie Handlungsfreiheit haben, gewisse Präventivmaßnahmen zu ergreifen.«

»Was meinen Sie mit Präventivmaßnahmen?«, wollte Haig wissen.

»Es gibt Bedrohungen, um die man sich kümmern muss, lange bevor überhaupt Kugeln fliegen.«

»Reden wir hier von einem Mordkommando?«

»Ganz recht! Geheimer als geheim, schwärzer als schwarz. Die Besten der Besten. Um den wichtigsten Aktivposten zu schützen, über den Amerika verfügt, nämlich seinen Anführer.«

Casey lehnte sich zurück, schlug die Beine übereinander und faltete die Hände. Er blickte Haig an.

»Von wie vielen Operators reden wir?«, fragte Haig.

»Wir halten es klein. Höchstens ein paar Dutzend. Sie erhalten Zugang zu Geheimdienstinformationen, damit so etwas wie mit John Hinckley nie wieder vorkommt. Und am wichtigsten, wir kriegen Jungs, die bereit sind, sich auch mal eine Kugel einzufangen. Junge Kerle mit Mumm und Eiern aus Stahl.«

Haig nickte, ein selbstgefälliges Grinsen im Gesicht. »Das gefällt mir, verfluchte Scheiße noch mal!«

Zwei Türen von Caseys Büro entfernt saß ein Mann an seinem Schreibtisch. Abgesehen von zwei Telefonen war das Einzige auf dem Tisch ein Foto. Es zeigte ein Mädchen. Sie lächelte breit und voller Begeisterung, der Tatsache zum Trotz, dass ihr zwei Vorderzähne fehlten. Das lange braune Haar war zu Zöpfen geflochten. Sie trug ein blaues Kleid mit weißen Paspeln rings um den Kragen. Das Foto hatte bereits einen leichten Gelbstich und war mit der Zeit etwas verblasst. Der Mann starrte es an, bis er es schließlich nahm und in einen Karton legte, der hinter dem Schreibtisch stand.

Er war groß, gut aussehend, das braune Haar ordentlich gekämmt. Mit seinen 36 Jahren hatte Charles Bruner sich die gesunde Statur des Sportlers bewahrt, der er einst war, des Special Forces Operators, der er einmal war, des paramilitärischen CIA-Offiziers, der er auch einmal war. Sein Blick allerdings war düster, und er hatte dunkle Ringe unter den Augen. Ob es nun am Alter lag, an chronischem Schlafmangel oder einer nicht diagnostizierten Krankheit, es verlieh ihm ein gehetztes, irgendwie dämonisches Aussehen.

Bruners Blick wurde von der Glaswand angezogen, die ihn von seiner Sekretärin trennte. Die gebeugte, sich nur langsam vorwärtsbewegende Gestalt William Caseys geriet in Sicht. Augenblicke später klopfte es leise an der Tür.

»Herein«, sagte Bruner.

Casey trat ein und schloss die Tür hinter sich.

»Hi, Charlie«, sagte er voller Begeisterung.

»Hi, Bill.«

»Darf ich mich setzen?«, fragte Casey.

»Gewiss doch.«

Casey nahm auf einem der Stühle vor Bruners

Schreibtisch Platz, lächelte Bruner ein wenig verlegen, aber herzlich zu, was er selten tat.

»Sie tun es also wirklich?«, sagte Casey.

Bruner nickte.

»Ja.«

»Sie werden sich zu Tode langweilen. Sie sind erst 36, Charles.«

»Nun, ich komme mir vor wie 86.«

»Ich bitte Sie noch einmal«, sagte Casey. »Um Himmels willen, tun Sie es nicht. Nehmen Sie sich einen Monat frei. Nehmen Sie sich ein Jahr lang frei, verflucht noch mal. Aber ich will Sie wiederhaben.«

Bruners Miene wirkte aufgewühlt. Er starrte Casey an. »Sie war neun Jahre alt. Jetzt wäre sie elf. Warum war sie überhaupt dort, Bill? Warum ließ ich sie zu Besuch kommen?«

»Ach, Charlie!« Casey stand auf, ging um den Schreibtisch herum, legte Bruner die Hand auf die Schulter, unbeholfen bemüht, ihm Trost zu spenden.

»Sie dürfen sich keine Vorwürfe machen«, sagte er. »Sie war Ihre Tochter. Selbstverständlich sollte sie dort bei Ihnen sein. Es war doch nicht so, als hätten Sie sie nach Teheran mitgenommen. Es war Madrid. Hören Sie auf, sich zu quälen, mein Sohn.«

Bruner stockte, fing an zu nicken.

»Ich weiß«, flüsterte er.

»Bleiben Sie und helfen Sie uns, diese verrückten Moslems zu schlagen«, sagte Casey. »Kanalisisieren Sie Ihre Wut. So schwer es auch scheinen mag, machen Sie sich den Hass zunutze, den Sie auf diese Moslem-Terroristen empfinden, die Molly umgebracht haben.«

»Ich habe es versucht«, flüsterte Bruner. »Es funktioniert nicht. Das wissen Sie doch besser als ich. Aufsicht durch den Kongress, Einsatzregeln, Bürokratie! Ich wünschte, ich könnte meine Wut kanalisieren, aber es ist unmöglich, selbst hier in Langley, selbst als Leiter des NCS.«

Bruner blickte Casey an, für einen Moment schien dieser zusammenzuzucken, als sähe er etwas Finsteres in seinem Deputy, finsterer, als er erwartet hatte.

»Im Ernst, Bill, ich habe Angst davor, was ich tun könnte. Ich sollte nicht hier sein.«

Casey reichte Bruner einen Manila-Ordner. Auf dem Umschlag prangte ein kleines Etikett:

ECT: 7
EYES ONLY: DCIA CASEY/DNCS BRUNER/DDCIA
MALONE

Bruner schlug den Ordner auf und fing an zu lesen. Nach einigen Minuten blickte er auf.

»Warum geben Sie mir das?«

»Ich möchte, dass Sie es leiten.«

»Das ist doch bloß ein Haufen besserer Leibwächter. Nein danke.«

»Lesen Sie weiter.«

Rasch überflog Bruner das fünfseitige Dokument.

Order 6 stellt eine geheime paramilitärische Einheit auf, die in einem Klima wachsender Bedrohung, zumal noch im Gefolge eines Mordanschlags auf Präsident Reagan, der um ein Haar Erfolg gehabt hätte, als zusätzliche Sicherungsebene für den Präsidenten der Vereinigten Staaten dient. **(Ermittlung US. SCP F776390)**

Order 6 ist eine reine Kampf- und Antiterrorereinheit, kompetenter, tödlicher und autonomer als alles, worüber die Regierung der Vereinigten Staaten verfügt. **(GSI 90-86Y)**

Order-6-Angehörige werden ausschließlich aus CIA-Paramilitär, Delta und SEAL Team 6 (DEVGRU) ausgewählt. **(US HIE/DOD 65.32X)**

Order-6-Angehörige sind nicht behindert durch Restriktionen von CIA oder Pentagon. **(WHS 45)**

Order 6 kann überall operieren, auch innerhalb der Vereinigten Staaten. **(GSI 142.29)**

Order-6-Angehörige sind ins Weiße Haus eingegliedert, in der Nähe von POTUS. Agenten der Einheit finden vorrangig Verwendung im US Secret Service, im Vorkommando des Weißen Hauses sowie im US State Department, sind aber auch andernorts eingegliedert, zum Beispiel in der Messe des Weißen Hauses sowie im Pressekorps. **(POTUS DIR540.46.8)**

Order-6-Rekruten werden nach auf körperlicher und mentaler Leistungsfähigkeit basierenden Kriterien ausgewählt. Alle Rekruten sind unverheiratet und können daher ohne persönliche, emotionale und finanzielle Bindungen operieren. **(REG US 120.M-45)**

Als Bruner geendet hatte, blickte er auf. »Wir nehmen also die besten Operators, bringen sie als zusätzliche Sicherungsebene in der Nähe des Präsidenten unter, wir können aber auch potenzielle Bedrohungen und Feinde jagen?«

»Ja. Überall auf der Welt, auch hier bei uns.«

»Ohne Aufsicht?«

»Eine Aufsicht wird es schon geben, aber die wird tief im State Department begraben sein«, sagte Casey. »Haig hat bereits zugestimmt. Ein gewisses Maß an Meldungen wird

es durchaus geben, und Sie müssen es auch jährlich absegnen lassen, aber das ist auch schon alles. Wir stellen die Bürokratie auf den Kopf - *Sie* stellen die Bürokratie auf den Kopf. Wir benutzen die Bürokratie, um die Einheit zu verstecken.«

»Das ist ein Killerkommando«, sagte Bruner.

»Exakt«, erwiderte Casey. »Präventiv, unter dem Radar, äußerst und absolut tödlich, außerhalb der Vorschriften. Black Ops, gäbe es eine Farbe, die schwärzer ist als Schwarz, wäre das der Name dafür.«

Bruner nickte, lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, nahm den Ordner noch einmal in die Hand und betrachtete das Deckblatt.

Casey erhob sich. »Überlegen Sie es sich in aller Ruhe. Aber ich benötige Ihre Entscheidung eher früher als später.«

Bruner sah Casey an. »Ich mache es.«

1

YATES FIELD HOUSE
GEORGETOWN
WASHINGTON, D. C.
HEUTE

Dewey Andreas lag auf dem Rücken und blickte auf die Stahlstange der Langhantel über sich, die er mit beiden Händen locker hielt. An jedem Ende waren zwei 22,5-Kilogramm-Scheiben angebracht, insgesamt 90 Kilo. Zählte man das Gewicht der Stange dazu, musste er knapp 105 Kilo stemmen.

»Meinst du wirklich, dass du das tun solltest?«, fragte Rob Tacoma, der hinter Dewey stand, bereit, im Zweifelsfall einzugreifen. »Du darfst doch nichts Schweres heben. Das hat mir jedenfalls Hector gesagt.«

Dewey legte den Kopf in den Nacken und blickte Tacoma von unten an, bedachte ihn mit einem eisigen Blick.

»Aus dieser Perspektive sieht es aus, als würdest du mich bloß anlächeln«, sagte Tacoma.

»Würde es dir was ausmachen, den Mund zu halten?«

Deweys Hände griffen die Stange ein wenig fester. Er holte mehrmals tief Luft, stieß die Hantelstange nach oben. Mit einem leichten Wackeln hob sie sich, seine Arme streckten sich. Der Schmerz in seiner rechten Schulter wurde von einem dumpfen Pochen zu einem heftigen Stechen, so als würde etwas Spitzes darin stecken. Mit einem Ächzen senkte er die Stange wieder zurück auf die Brust, verharrte eine halbe Sekunde und stieß sie erneut nach oben.

»Nicht schlecht«, meinte Tacoma selbstvergessen,

während Dewey sich abmühte, das Gewicht wieder in die Höhe zu hieven. »Aber du setzt deine Beine zu sehr ein.«

Nach sekundenlangem Hin- und Herschwanken hatte Dewey seine Arme gerade über dem Kopf. Er ließ die Ellenbogen einrasten, sein Atem ging in kurzen Stößen. Der Schmerz in seiner Schulter war vom Feinsten. Doch so sehr dieser Schmerz ihm auch zuschrie, er solle aufhören, war ihm doch klar, dass er weitermachen musste. Ihm fehlten noch 45 Kilogramm, bis er wieder auf dem Niveau war, das er erreicht hatte, bevor Sirhan el-Khan ihm ein Messer in die Schulter gerammt hatte.

»Bitte, Rob, halte einfach, verflucht noch mal, den Mund«, stöhnte Dewey.

Tacoma lächelte.

Dewey war der einzige Mensch, der ihm vermittelte, wie es war, einen älteren Bruder zu haben. Es stand außer Frage, wer das Sagen hatte, aber so wollte er es ja, so gefiel es ihm. Selbstverständlich hatte es in seinem Leben auch andere Mentoren gegeben: Studenten aus höheren Semestern im Lacrosse-Team der University of Virginia; ältere SEALs, die ihn unter ihre Fittiche nahmen; nach der Navy andere Agenten in der Special Operations Group, die ihm unter die Arme griffen, Tacoma den einen oder anderen Trick beibrachten. Dewey jedoch war anders. Er war der einzige Operator, dem Tacoma je begegnet war, den er im Kampf nicht besiegen konnte, es sei denn mit Glück. Dewey war der einzige Mann, der in ihm je den Wunsch weckte, einen älteren Bruder zu haben.

Der vergangene Monat war für Tacoma ein Heidenspaß gewesen. Katie war weg, in Ruanda, verbrachte dort mit einer Gruppe sechs weiterer CIA-Agenten sechs Wochen Freiwilligendienst, um eine sicherere Route für Nahrungsmittellieferungen in die Region zu schaffen. Katie war Tacomas Geschäftspartnerin, und ihre Auszeit hatte ihm Zeit verschafft, mit Dewey herumzuhängen und ihm bei seiner Genesung von der beinahe tödlichen

Messerwunde zur Seite zu stehen.

Auch Dewey genoss diese Zeit. Das Problem war nur, mitunter verhielt Tacoma sich tatsächlich wie der kleine Bruder, den Dewey nie gehabt hatte. Manchmal konnten kleine Brüder nämlich der Versuchung nicht widerstehen, ihrem großen Bruder das Leben schwer zu machen.

Dewey ließ seine Arme einknicken, senkte die Hantel, bis sie seine Brust berührte, fester diesmal, sie knallte ihm regelrecht gegen den Brustkorb. Mit einem lauten Ächzen stieß er sie empor, die ganze Hantel wackelte, als wollte sie gleich wie eine Tonne Ziegelsteine auf ihn hinabstürzen.

»Hast du schon mal daran gedacht, dir ein Lama zuzulegen, Dewey?«, fragte Tacoma. »Ich habe gehört, die sollen prächtige Haustiere abgeben.«

Mit einem Mal verzog Dewey das Gesicht, während er darum kämpfte, nicht in Lachen auszubrechen, doch vergebens. Seine Arme erschlafften, und die Hantel fiel. Ziemlich schnell. Kurz bevor sie auf seiner Brust landete, beugte Tacoma sich vor, packte sie. Relativ mühelos hob er sie hoch und legte sie auf dem Ständer ab.

Dewey hatte die Augen geschlossen, sein Gesicht war knallrot, er mühte sich ab, wieder zu Atem zu kommen. Schließlich schlug er die Augen auf, blickte Tacoma an.

»Du bist ein Arschloch, weißt du das?«

Noch immer um Atem ringend, setzte Dewey sich auf und hielt sich die Schulter.

Tacoma beäugte Dewey argwöhnisch. »Sorry.«

»Ich gehe duschen.«

»Soll ich warten?«

»Nein.«

»Na ja, eigentlich wollte Hector, dass ich warte, um sicherzustellen, dass du zu diesem Termin gehst.«

Dewey funkelte Tacoma wütend an. »Ach, will er das?«

In Tacomas Blick trat eine gewisse Schärfe, die Dewey nur zu gut kannte. Tacoma sah zwar aus wie ein zerzauster Student, doch hinter diesem Äußeren verbarg sich ein ganz

anderer Mensch: geschickt im Kampf, mit einer paramilitärischen Spezialausbildung, kaum jemand konnte ihm das Wasser reichen. Er war eiskalt, todernst, knallhart und hatte Dewey schon zweimal das Leben gerettet.

»Ja, das will er. Ich bin bloß der Bote.«

2

INDIAN PURCHASE FARM
POOLESVILLE, MARYLAND

Die Hosenbeine feucht vom Tau ging Bruner einen Fußweg entlang, der über die acht Hektar große Weide neben seinem Haus führte. Er sah einem Schwarm Kanadagänse zu, der am blauen Himmel in nahezu perfekter Dreiecksformation Richtung Süden zog. Einige Hundert Meter vom Haupthaus entfernt blieb er stehen. Im Licht der Morgensonne wirkte das weitläufige, adrette Herrenhaus der Zeit entrückt, wahrscheinlich genauso bezaubernd wie damals im Jahr 1820, als es gebaut wurde. Er wusste, dass sich eines Tages Fotos davon in Geschichtsbüchern finden würden.

Es gab mancherlei Gründe, weshalb Bruner den Weg gewählt hatte, auf dem er sich nun befand.

Die zu seinem Anwesen führenden Felder erstreckten sich in einer weizenfarbenen Schneise, das hohe Gras rauschte in der leichten Brise, die von Westen her aufkam. Der Winter war schon fast da; die Wiese musste bald gemäht werden. Ein weißer Pferdezaun markierte die Grenze zwischen Weideland und Rasen.

Bruner trug eine dicke, wenn auch abgenutzte Filson-Wachshose, die er von seinem Vater geerbt hatte. Hätte Bruner einen Sohn, würde die Hose irgendwann ihm gehören. Manchmal, insbesondere an Tagen wie heute, musste er an den Sohn denken, den er nie gehabt hatte. Er dachte an den Enkel, den sein Sohn ihm geschenkt hätte. Ob er heute wohl mit ihm hier draußen wäre? Hätte er in diesem Moment hier neben ihm gestanden? Sein Enkel zu

seiner Linken, wie er sich einen Weg durchs hohe Gras bahnte, während die Hunde vorneweg jagten, ein wildes Lächeln im Gesicht, während er die rauen Freuden der Natur kennenlernte, der greifbaren Welt, Gras und Brombeergestrüpp, Erde, Bäche, Regengüsse und die Sonne?

Seine Gedanken wanderten zu der Tochter, die er gehabt und vor so langer Zeit verloren hatte.

Bruner schloss die Augen, zwickte sich in den Nasenrücken.

»Denk nicht an sie«, flüsterte er.

Ich tue alles nur für dich, kleine Molly. Du wirst sehen, wie weit ein Vater geht, um den Tod seiner Tochter zu rächen. Die ganze Welt wird es sehen.

Die geschwungene Auffahrt vor dem Haus war von Autos gesäumt.

Bruner blickte zu seinem gelben Labrador namens Ranger, der mit hängender Zunge hechelnd neben ihm stand und ihn ansah, seine Miene eine Mischung aus Freude über den morgendlichen Auslauf, bei dem er sich ausgetobt hatte, und Vorfreude auf eine Mahlzeit.

»Bist du bereit fürs Frühstück?« Bruner ging leicht in die Knie, streckte beide Hände nach dem Hund aus. Ranger wedelte mit dem Schwanz.

Minuten später folgte Bruner Ranger ins Haus. Er hörte Gespräche aus seinem Arbeitszimmer dringen und ging darauf zu, blieb davor stehen bei einem Bediensteten, der hinter einem Tisch stand. Auf dem Tisch stand ein silbernes Kaffeeservice.

»Hi, Abe.«

»Guten Morgen, Sir.«

Damit reichte er Bruner eine Tasse Kaffee.

Bruner betrat das Arbeitszimmer, blieb an den beiden Türflügeln stehen, ließ den Blick über den riesigen Raum

schweifen. Im Kamin brannte ein Feuer. Bücherregale säumten die Wände. Vor den Regalen befanden sich 15 große, bequeme, mit Chintz bezogene Polstersessel. Zur Raummitte hin standen drei betagte schwere grüne Chesterfield-Sofas mit Lederpolster. Alles war bis auf den letzten Platz besetzt.

Die Stimmen verstummten. Bruner nippte an seinem Kaffee, während er den Männern reihum in die Augen blickte. Er trat vor den großen, gemauerten Kamin und stellte seine Tasse auf dem Sims ab.

Vor ihm war die kleine Schar Auserwählter versammelt. Jeder Mann war sorgfältig handverlesen. Sie hatten jeden Einzelnen überprüft, waren an jeden einzeln herangetreten und hatten sie letztendlich in Bruners Allerheiligstes gebracht. Alle hatten sie Treue geschworen. Vor Bruner saßen zwei Angehörige der Joint Chiefs of Staff - der Vereinigten Generalstabschefs, drei Kabinettsminister und über zwei Dutzend hochrangige Amtsträger der Administration von Präsident J. P. Dellenbaugh. Doch insgeheim galt ihre Loyalität einer anderen Person, einem düstereren Ziel: Bruner und, wichtiger noch, Bruners Amerika, einem Land, das ihrer Meinung nach seine absolute Stärke und Vormachtstellung in der Welt wieder geltend machen musste. Dies war die Schattenregierung, über mehr als zwei Jahrzehnte hinweg sorgsam zusammengestellt - und nun bereit für ihre blutige Ernte.

»Die Zeit ist gekommen«, verkündete Bruner. »Heute starten wir den Prozess zur Rettung der Vereinigten Staaten von Amerika.«

3

MAYEWELL HUNTING CAMPS
OSSABAW ISLAND, GEORGIA

Der Sprecher des US-Repräsentantenhauses, Lowell Benson Trappe Jr., stieg aus dem schlammbedeckten silberfarbenen Ford F-250 Pick-up und ließ den Blick über den Horizont schweifen, der über dem Meer noch ganz grau war. Es war 5:10 Uhr morgens.

Trappe war für die Jagd angezogen. Seine Kleidung war ziemlich abgewetzt und genau für diesen Zweck geeignet: eine Filson-Wachsjacke, die bereits seinem Vater gehört hatte, hohe Stiefel von L. L. Bean, dazu eine Canvas-Hose von Carhartt. Mit seinen gut 120 Kilo bei einer Größe von 1,83 Meter war Trappe eindeutig übergewichtig. Er sah älter aus als 56, obwohl sein braunes Haar immer noch voll war, sein rötliches Charaktergesicht von Falten durchzogen. Seit dem Alter von 25 Jahren gehörte er dem Repräsentantenhaus an, mit 40 wurde er zu dessen Sprecher gewählt, zum Speaker. Sein Jahresgehalt lag bei 223.500 Dollar, dennoch führte Trappe, wie alle Speaker, ein geradezu fürstliches Leben.

Der dreitägige Ausflug zur Entenjagd auf Ossabaw Island war ein typischer Luxusurlaub vom Kapitol. Die private Jagdhütte war zwar klein, aber auf eigene Art verschwenderisch ausgestattet, ein Camp abgelegener Blockhäuser mit gewagtem Blick aufs Meer, Zimmerservice, und nachts brachten einen die Zimmermädchen sogar ins Bett, Mädchen, denen man nachsagte, sie blieben länger als nur ein paar Minuten bei ihren Gästen. Es war Trappes elfter Besuch auf Ossabaw,

und wie es schien, wurde es von Mal zu Mal besser. Es gab viel mehr Enten als sonst, das Essen war noch köstlicher, die Frauen noch schöner. Nicht einmal ein Milliardär konnte so einen Trip arrangieren. Es war der Lohn dafür, Sprecher des Repräsentantenhauses zu sein. Die Tatsache, dass sich das Camp im Besitz von Georgias größtem Stromversorger befand, war nicht von Belang. Im Lauf der Jahre hatte Trappe sie so oft unterstützt und auch gegen sie opponiert, dass es schwerfiel, die Übersicht zu behalten. Spezialisten wie Vollidioten behaupteten immer, mit Geld ließe sich Einfluss kaufen, doch in Trappes Fall stimmte das keineswegs. Trappe war sich darüber im Klaren, dass ein Politiker, der seine Entscheidungen dem Meistbietenden feilbot, für die meisten Unterstützung suchenden Lobbyisten im Grunde nutzlos war. Was man bei Lowell Trappe für sein Geld bekam, waren Redlichkeit und eine offene, unumwundene Art ohne großes Drumherumgerede. Die Menschen, Unternehmen, andere Politiker, Reporter – sie alle wussten, wo Lowell Trappe stand, und auch warum.

Der Cheflobbyist des Stromversorgers, Will Scranton, stieg auf der anderen Seite des Trucks aus. Nicht anders als Trappe schien er sich in seiner Jagdkleidung wohlfühlen. Er stand am Truck, blickte, eine Tasse Kaffee in der Hand, zum Küstenstreifen und steckte sich eine Zigarette an. Nach ein paar Zügen deutete er mit der Zigarette zum Ufer.

»Sieht aus, als wäre Schallers Bluff ganz gut«, meinte er im schleppenden Südstaatentonfall Westgeorgias. »Die Brandung ist heute Morgen nicht allzu hoch, Mr. Speaker.«

Trappe nickte. »Sie haben bessere Augen als ich, Will.«

»Ich weiß doch, wie sehr es Ihnen in den Fingern juckt, von dort zu schießen, Mr. Speaker.«

»Ja, ich schätze, das stimmt, oder?«

Sie holten zwei Umhängetaschen aus dem Pick-up.

Zwei Hundeboxen hatten sie ebenfalls dabei, in jeder ein

heller Labrador Retriever. Die Hunde standen bei Fuß, gaben so gut wie keinen Laut von sich, doch ihre Aufregung konnte man an dem *Klopf-klopf-klopf* ablesen, mit dem ihre Ruten gegen die Boxenwände trommelten.

»Also, was meinen Sie?« Trappe nahm einen Schluck Kaffee aus seiner Edeltahltasse.

»Es ist noch früh«, sagte Scranton.

»Sie sind doch derjenige, der um vier aufstehen wollte.«

»Ich meine, es ist noch früh in der Saison. Oben im Norden war es die ganze Zeit warm. Ich bin mir nicht sicher, was wir sehen werden, Mr. Speaker.«

Lächelnd legte Trappe Scranton die Hand auf den Rücken. »Deshalb mag ich Sie so, Will. Sie sind einfach Sie selbst. Sie führen niemanden hinters Licht.«

»Danke, Sir. Ich bemühe mich jedenfalls. Aber davon abgesehen könnten wir vielleicht doch Glück haben. Mein Vater hat letzte Woche dort drüben sieben Stück geschossen.« Er deutete hinüber. »Sie sind ein ziemlich guter Schütze. Ich meine, was soll's, auch wenn wir gar nichts schießen sollten, es ist ja nicht so, als wären wir in Washington, oder?«

Trappe lachte. Er langte in seine Tasche, zog einen kupfernen Flachmann hervor, schraubte den Deckel ab und bot ihn Scranton an.

»Guten Morgen, Mr. Beam«, sagte Scranton zu dem Flachmann, hob ihn an die Lippen, nahm einen kräftigen Zug und stieß beim Schlucken ein regelrechtes Fauchen aus.

»Ah-uuuh-ah!«, jaulte er.

Lächelnd nahm Trappe den Flachmann wieder entgegen und trank selber einen großen Schluck.

»Also, was braucht ihr Jungs da oben?«, wollte er wissen. »Ich bin jetzt schon seit zwei Tagen hier, und Sie haben es mit keinem Sterbenswörtchen erwähnt. Was haben Sie auf dem Herzen?«

Scranton nahm den Flachmann, kippte noch einen

Schluck.

»Nichts, Sir«, meinte er mit einem Achselzucken. »Die Sitzungsperiode ist fast vorüber, und wir haben so ziemlich bekommen, was wir wollten, nämlich dass man uns in Ruhe lässt. Machen wir einen schönen Jagdausflug doch nicht mit diesem Quatsch kaputt. Wir wissen doch, dass Sie hinter uns stehen, Lowell.«

Scranton ließ die beiden Hunde aus den Boxen.

Während die Hunde hinter ihnen hertröteten, marschierten sie circa 400 Meter einen Feldweg zur felsigen Küste entlang, ihre Blicke glitten über den Horizont. Schließlich tat sich vor ihnen halbmondförmig eine Bucht auf, ein rauer, bezaubernder Küstenstrich, das Meer dunkel, weiße Schaumkronen die einzigen Farbtupfer. In der Ferne färbte der Horizont sich orangerot, als allmählich die Sonne aufging.

»Sie nehmen das Felsufer hier.« Scranton deutete auf die kleine Bucht, ein Anziehungspunkt für Vögel. »Ich gehe hoch zu den Wilderners. Wir treffen uns so gegen acht beim Frühstück.«

Trappe nickte. »Klingt gut.«

Scranton stieß zwei Pfiffe aus. Einer der Hunde kam zu ihm gesprungen, der andere trötete an Trappes Seite.

»Gute Mädchen«, sagte Trappe.

Trappe ging die letzten 100 Meter zum Wasser, legte seine Schrotflinte auf einen Felsblock. Erst nippte er an seinem Kaffee, dann trank er noch einmal einen kräftigen Schluck Bourbon. Er nahm die Flinte, schob in jeden Lauf eine Patrone, ließ die Waffe einrasten und ging zu einem niedrigen, flachen Felsen am Ufer. Im Wasser direkt vor ihm umrankten sich Schilf und Röhricht. Selbst mit einer Agentenausbildung hätte er wahrscheinlich nicht bemerkt, dass eines der Schilfrohre vor seiner Nase gar kein Schilfrohr war.

Der Froschmann lauerte unter der Wasseroberfläche. Er befand sich seit Mitternacht dort.

Zwei Tage lang hatte der Killer die Jagd beobachtet, von einer Anhöhe im Osten aus, und war davon ausgegangen, dass der andere Mann, Scranton, dem Speaker heute, an ihrem letzten Tag auf der Insel, den besten Jagdgrund überlassen würde.

Zwei Apparate ragten von unten herauf: das Atemgerät, nicht dicker als ein Strohhalm, und eine bleistiftdünne Kamera. Beides war nicht vom Schilf zu unterscheiden.

Der Froschmann beobachtete Trappe, wie er an dem zerklüfteten Ufer entlangkam. Den Hund beobachtete er ebenfalls. Es hätte ihn nicht überrascht, wenn der Hund seinen Geruch über die Sauerstoffsonde aufnehmen würde. Hunde waren schon bemerkenswerte Tiere. Das hätte ihm noch gefehlt, dass der Hund Trappe warnte, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zuging. Er langte an sein Handgelenk, betätigte eine kleine Taste, schaltete das Atemgerät ab und einen geschlossenen Sauerstoffkreislauf ein, der es ihm erlaubte, eine Zeit lang unter Wasser zu atmen. Nicht lange, zehn Minuten vielleicht, doch das war mehr als genug Zeit.

Die Augen des Hundes huschten wie wild hin und her.

»Was ist denn, Bodie?«, fragte Trappe den beunruhigten Hund. »Was bist du so aufgereggt?«

Wie einen Schatten sah Trappe die Enten am östlichen Himmel auffliegen und war völlig planlos, hauptsächlich wohl, weil es so viele waren. Sein Herz raste. Er hob die Schrotflinte.

Doch ehe er abdrücken konnte, glitt sein linker Stiefel vom Felsen ab. Er ließ die Flinte ins Wasser fallen, verzweifelt bemüht, den Sturz aufzufangen. Doch was er für eine glitschige Stelle auf einem Felsen hielt, waren in Wirklichkeit zwei Handschuhe, in denen Hände steckten,

die seinen Knöchel gepackt hielten, um ihn ins Meer zu ziehen.

Unter Wasser schlug Trappe die Augen auf, um nach etwas zu suchen, woran er sich festhalten konnte. Stattdessen starrte er in eine getönte Taucherbrille.

Trappe holte aus, um nach der dunklen Gestalt zu schlagen, wie in Zeitlupe streifte sein Fausthieb das Kinn des Froschmanns, was diesem wenig ausmachte, wie ein Schraubstock hielten seine Hände Trappe nur weiterhin unter Wasser. Trappe wehrte sich, trat mit seinem freien Bein um sich, doch vergebens. Der Taucher war zu stark. Trappe schrie, obwohl er wusste, dass niemand ihn hören konnte. Zuletzt versuchte er verzweifelt, sich auf die Atemmaske des Froschmanns zu stürzen, um sie ihm wegzureißen, doch der Killer schlug einfach seinen Arm beiseite. Wenige Sekunden später blieb Trappe keine andere Wahl mehr, er benötigte Sauerstoff. Er atmete ein. Wasser strömte seine Kehle hinab, ergoss sich in seine Lungenflügel. Er ertrank.

Der Taucher lockerte seinen Griff um Trappes Fußgelenk und ließ die Leiche langsam an die Oberfläche treiben, sah ihr noch einige Augenblicke lang zu. Dann schwamm er lautlos davon, die einzigen Geräusche blieben das Gebell eines Hundes und das Plätschern der Wellen, die an die Felsen schlugen.

4

WINDBLOSEN
RUSWIL, SCHWEIZ

Das Gewächshaus war für Romy der liebste Ort auf der ganzen Welt. Ihr Chalet jenseits der Wiese war natürlich wunderschön. Auf einem sanft geschwungenen Hügel thronte es über einer mit Heidekraut bewachsenen Böschung, von dort konnte man kilometerweit sehen. Doch es war das Gewächshaus, das sie liebte. Es gehörte ihr, ihr allein.

Romy hatte den Lavendel zurückgeschnitten, der auf der Wiese unterhalb des Chalets wuchs. Nun war sie dabei, die kleinen Stängel mit den violetten Blüten zu Sträußen zu binden, um sie über den Winter zum Trocknen aufzuhängen. Sorgsam band sie ein Stück Bindfaden um einen Strauß und wollte ihn gerade aufhängen, da hörte sie einen Wagen auf der Zufahrt. Sie hielt ein, zwei Sekunden inne, um sicherzugehen, dass ihre Ohren ihr keinen Streich spielten. Als sie das Quietschen von Bremsen hörte, wandte sie sich um, legte die Blumen auf dem Arbeitstisch ab, zog ihre Gartenhandschuhe aus und trat an die Tür.

Es war ein weißer geschlossener Van, sauber und neu aussehend. Vielleicht ein Lieferwagen, dachte sie.

Sie warf einen Blick in den kleinen Spiegel über dem Pflanzstisch. Sie fand, sie sah furchtbar aus, strich sich mit den Fingern ihr brünettes Haar aus dem Gesicht, dabei sah sie in Wirklichkeit umwerfend aus. Obwohl ihr Haar ungekämmt war und sie kein Make-up trug, war sie eine Schönheit, das war unübersehbar.

Als sie nach der Türklinke griff, um hinauszugehen, sah